



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Gottfried Kellers Nachlaßschriften

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

schwören, dessen Hauptsatz einer von ihnen auf seinem Blatte nochmals ausdrücklich betont:

„Rien n'est beau que le Vrai: le Vrai seul est aimable. Boileau.“
Upsala, 3. September 1787.

Thorild.

Schade nur, daß der Begriff der „Wahrheit“ gewechselt hat, nachdem die Maxime heute wieder zu ungeahnten Ehren und ausschließlicher Herrschaft gekommen ist.

Wir mustern wohl ein andermal die bunte Reihe der schwedischen Freunde Lindahls und die Erinnerungen, die sich daran knüpfen. Der vortreffliche Besitzer des Stammbuchs aber hat nach allen Zeugnissen dem Wahrspruch getreu gelebt, den ihm unser Arndt als Gastgeschenk zurückließ, als er 1804 in Norrköping freundliche Aufnahme gefunden hatte:

Suche Wissenschaft, als wärest du ewig hienieden,
Jugend, als hielte die Zeit dich schon am sträubenden Haar. Zoroaster.
Norrköping, den 10. August 1804. Zum freundlichen Andenken geschrieben von
Ernst Moritz Arndt.



Gottfried Kellers Nachlaßschriften



ie große Gemeinde der Litteraturfreunde, die in Gottfried Keller einen der echten Dichter ehrt, die, allen poesiefreudlichen Strömungen zum Trost, in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts gereift sind, ist beim Ausgange des Jahres 1892 mit einem stattlichen Bande: Nachgelassene Schriften und Dichtungen von Gottfried Keller (Berlin, Wilhelm Herz) erfreut worden. Der Herausgeber, Jakob Bächtold in Zürich, hat Aufsätze und zwei Novellen, die in Kellers gesammelten Schriften bis jetzt fehlten, vereinigt und hat ihnen ein Trauerspielbruchstück „Therese“ hinzugefügt, das aus Kellers Berliner Tagen zwischen 1850 und 1855 stammt, in denen er ernstlich daran dachte, sich der Reihe der großen deutschen Dramatiker anzuschließen. Das Bruchstück bildet den zweiten und dritten Akt eines bürgerlichen Trauerspiels, das einen starken, echt dramatischen Konflikt einschließt, wenn es auch in seinem noch nicht überarbeiteten und daher nicht überall gleich gedrängten Dialog gewissen Kritikern Anlaß geben wird, von dem „Vorwiegen des novellistischen Elements“ zu sprechen. Die wenigen poetischen Bestandteile des Bandes werden einer künftigen zweiten Gesamtausgabe von Kellers Werken (wie lange es auch immer dauern mag, bis eine solche nötig werden wird!) zur Zierde gereichen und augenblicklich, ganz abgesehen von dem Trauerspielbruchstück, das wohl

nur einzelne vertraute Freunde des Dichters kennen gelernt haben, für die meisten Leser völlige Neuheiten sein. Denn die beiden schweizerischen Erzählungen „Verschiedne Freiheitskämpfer“ und „Der Wahltag,“ die in Berthold Auerbachs Volkskalendern für 1863 und 1866 gestanden haben, sind wohl auch den damaligen Lesern dieses Kalenders aus dem Gedächtnis gekommen. Namentlich die erstgenannte ist in ihrer Art ein Prachtstück der Kellerschen Muse: der Gegensatz zweier Welten in den Gestalten des republikanischen Soldaten Peter Dumanet und des tapfern Unterwaldners Aloisi Alweiger, die wunderbare Mischung echten Humors und tieftragischen Ernstes, das stille Feuer, das die kulturgeschichtlichen Motive und Elemente der Geschichte mit den echtpoetischen zu einem Gebilde verschmilzt, alles entstammt der frischen Ursprünglichkeit, die Keller mitten in der reichsten Bildung bewahrt hat.

Der weitaus größte Teil des Buches enthält eine Folge von Aufsätzen verschiedner Art, von denen die ältesten den letzten vierziger, die jüngsten den letzten achtziger Jahren angehören, sodaß sie in engerem Rahmen die ganze Entwicklung Kellers widerspiegeln. In den Kritiken von Seremias Gotthelfs Schriften (aus den „Blättern für litterarische Unterhaltung“) hallt noch ein Nachklang jenes jugendlichen Radikalismus, mit dem sich der werdende Dichter den politischen Lyrikern aus Herweghs Gefolgschaft angeschlossen hatte. Und doch, so energisch Keller das Recht der Zeit gegen den zäh konservativen Pfarrer und Volkschriftsteller zu wahren trachtet, so polternd er wider die wirkliche und vermeinte konservative Verstocktheit Gotthelfs zu Felde zieht, wie gerecht und gesund zeigt sich doch seine Grundanschauung! So fremd ihm ein strenges positives Christentum ist, so räumt er doch unumwunden ein: „Etwas ist besser als gar nichts, und mit einem Menschen, welcher den gekreuzigten Gottmenschen verehrt, ist immer noch mehr anzufangen, als mit einem, der weder an die Menschen noch an die Götter glaubt,“ und ruft nach allem reichlich gespendeten Tadel doch in ehrlicher Begeisterung aus: „Daß Gotthelf ein vortrefflicher Maler des Volkslebens, der Bauerndiplomatie, der Dorfintriguen, des Familienglücks und Familienleids ist, ist schon gesagt und versteht sich eigentlich bei vorliegendem Stoffe von selbst. Aber wenn wir doch noch von einer abgeschlossenen Volkspoese sprechen müssen: er hat Vorzüge darüber hinaus, welche in jeder Gattung, auch der höchsten, wenn es eine giebt, nur dem bevorzugten Talente eigen sind.“ Auch zwei Jahre später (1851) und sechs Jahre später (1855) polemisiert Keller heftig, stellenweise allzu heftig gegen Gotthelfs Tendenzschriften „Die Käseerei in der Behreude“ und „Zeitgeist und Berner Geist,“ doch unmittelbar nach Gotthelfs Tode bekennt er, „daß er ohne alle Ausnahme das größte epische Talent war, welches seit langer Zeit und vielleicht für lange Zeit lebte. Jeder, der noch gut und recht zu lesen versteht und nicht zu der leider gerade jetzt so großen Zahl derer gehört, die nicht einmal mehr richtig lesen können vor lauter Alexandrinertum und oft das

Gegenteil von dem herauslesen, was in einem Buche steht, wird dies zugeben müssen. Man nennt ihn bald einen derben niederländischen Maler, bald einen Dorfgeschichtenschreiber, bald einen ausführlichen guten Kopisten der Natur, bald dies, bald das, in einem günstigen beschränkten Sinne; aber die Wahrheit ist, daß er ein großes episches Genie ist."

Den Aufsätzen über Gotthelf folgen Aufsätze über Fr. Th. Vischer, über Heinrich Leutholds Gedichte, über Kaulbachs Reineke Fuchs, über die schweizerischen Künstler Rudolf Koller, Ludwig Vogel, Stückelberg („Ein bescheidnes Kunstreichchen"), einige davon aus der „Neuen Züricher Zeitung," die Keller ab und zu mit kleinen Beiträgen beehrte, ein paar höchst charakteristische Niederschriften Kellers, des Politikers und Patrioten: „Zu Alfred Eschers Denkmalweihe" und ein „Bettagsmandat," das Keller 1862 als Staatschreiber des Kantons Zürich verfaßt hat. Zu den beiden autobiographischen Niederschriften aus den Jahren 1876 (für Paul Lindaus „Gegenwart") und 1889 (für die Chronik der Kirchengemeinde Neumünster) gefellt sich eine Verteidigung in eigener Sache „Ein nachhaltiger Nachkrieg," gegen ein Feuilleton des Pariser Temps, worin Keller auf seine Novelle „Das verlorne Lachen" hin in der lächerlichsten und unwürdigsten Weise angegriffen worden war. Endlich enthält der Band noch zwei Prachtstücke Kellerscher Prosa: „Erinnerung an Xaver Schnyder von Wartensee" und „Am Mythenstein," eine 1860 im „Morgenblatt" veröffentlichte Phantasie, die an die Einweihung der von Hunderttausenden geschauten Inschrift am Mythenstein zu Ehren Schillers, des Tellingdichters, die ersprißlichsten Gedanken über Volkskunst und künstlerische Weihe großer Volksfeste anknüpft.

Wenn man will, trägt alles in diesen „Nachlasschriften" Kellers ein schweizerisches, vaterländisches Gepräge, aber wie weit ist es dabei von beschränktem Kantongeist und von provinzieller Enge des Gesichtskreises entfernt, wie voll ist der kleinste Aufsatz von echtem Dichtergeist, von der ursprünglichen Phantasie und der reichen, an keiner Stelle verkümmerten Bildung Kellers getränkt, wie bedeutend für die Allgemeinheit erscheint jedes Ding, das er erfaßt und darstellt! Der Kraft seiner warmen Teilnahme und dem flüssigen Reiz seines Stils gelingt es, uns für vergessene Künstler und weit zurückliegende Vorgänge der Tagesgeschichte zu interessieren, frisches, unmittelbares Leben pulst auch in den kritischen Abhandlungen des Buches, überall schaut das kluge, energische Gesicht mit den dunkeln Augen herein, die immer und überall auf den Kern der Dinge sahen und sich von keinem Schein blenden ließen. Aus jeder Zeile weht uns der wohlthätige Hauch einer unbeirrbareren Tüchtigkeit entgegen, einer Genialität, die von jeder Nervosität frei erscheint. Und wie vieles, was Keller vor einem Vierteljahrhundert und länger geschrieben hat, sieht wie auf den Tag und die Stunde gemünzt aus! 1861 z. B. sagte Keller über den jetzt so grimmig gehafteten und in allen Tonarten

verlästerten Paul Heyse: „Diese schöne künstlerische Persönlichkeit gehört nämlich zu den Erscheinungen, welche der schönen Routine die größte Unbequemlichkeit verursachen, und von denen sich die weihelosen Konversationschriftsteller und die Unkräuter aller Art abwenden, wie die Hunde von einem Glas Wein. An den ersten Wortreihen, welche ein solches Talent hören läßt, erkennen sie die ihnen fremde Mundart des Schönen, den Wohlklang der wirklichen Poesie; und sofort wird nach einem Schlag- oder Scheltwort ausgeschaut, mit welchem das Verhasste zu verpönen, zu isoliren versucht wird. Akademisch! Welch lustige Auskunft! Traurig genug, daß die einfache Korrektheit des Stils einer sprachlichen Wüstenei gegenüber wirklich akademisch genannt werden muß.“

Ob sich Gottfried Keller, als er diese Zeilen schrieb, wohl träumen ließ, daß er selbst, der naturwüchsige, kernfrische, tief eigentümliche, freilich aber auch feinsinnige und künstlerisch gestimmte Dichter, noch vor seinem Lebensende für einen „akademischen“ Dichter erklärt werden würde? Er wußte freilich schon damals und sein ganzes Leben lang, daß „ohne innere und äußere Achtung nichts Klassisches gedeiht,“ und blieb den Grundsätzen einer sorgfältigen und möglichst vollendeten Ausführung dessen, was seine Phantasie schaute, allezeit getreu, aber er ahnte schwerlich, daß die Unkräuter eines schönen Tages so überwuchern würden, um mit einigem Erfolg behaupten zu können, daß nur Belladonnen und Brenneffeln unmittelbar wüchsen, während schattige Bäume, zierliche Farren und vollends Rosen und Veilchen konventionell, traditionell von der entarteten Natur hervorgebracht würden. Doch dürfen wir sicher sein, daß der Dichter der „Leute von Seldwyla,“ der „Sieben Legenden“ und der „Züricher Novellen,“ auch wenn er die litterarischen Glaubensbekenntnisse des Jahres 1890 prophetisch vorausgesehen hätte, von dem Wege seiner Entwicklung nicht ein Haar breit abgewichen wäre. Dafür bürgt mehr als manches höherstehende Werk des Dichters diese Sammlung poetischer Reste und vermischter Aufsätze. Gerade in ihnen offenbart sich, auf wie kräftig edeln und gerade emporsteigenden Wuchs, trotz ein und des andern Knorrens, der Stamm von Kellers Natur angelegt war, wie er gar nicht anders konnte, als diese Natur und ihren innersten Trieb der kleinsten und zufälligsten Aufgabe wie der größten durch Jahre getragenen Absicht gegenüber zu bethätigen.

Jakob Bächtold, der Herausgeber, ist im Vorwort der Meinung, daß „die getroffene Auslese den Ruf Kellers in keiner Weise beeinträchtigen“ werde. Gewiß nicht! Allerdings kann sie die Geltung des Dichters nur in dem Sinne erhöhen, daß man sich nach dem Bruchstück des Trauerspiels „Therese“ fragen muß, ob Keller von Haus aus so unbedingt in das lyrische und epische Gebiet gebannt gewesen sei, wie es nach seinen Hauptwerken den Anschein hatte. Sie wird aber die Teilnahme für die ganze Erscheinung des Dichters steigern und die Genugthuung vermehren helfen, daß man ihm noch zur rechten Zeit leidlich gerecht geworden ist und es nicht erst jetzt zu werden braucht.